



Der scharlachrote Pfad

Eine Sioux-Saga

Kerstin Groeper

Historischer Roman



Für Bruno

Der scharlachrote Pfad

Eine Sioux-Saga

Historischer Roman

von

Kerstin Groeper



Impressum

Der scharlachrote Pfad, Kerstin Groeper

TraumFänger Verlag Hohenthann, 2014

1. Auflage eBook Februar 2022

eBook ISBN 978-3-948878-18-4

Lektorat: Ilona Rehfeldt

Satz und Layout: Janis Sonnberger, merkMal Verlag

Datenkonvertierung: Bookwire

Titelbild: Arlich

Copyright by TraumFänger Verlag GmbH & Co. Buchhandels KG, Hohenthann

Inhalt

Wah-bo-sehns
Lakota Oyate
Hitschikyata
Hokahey
Schunkmanitutanka
Maka-Luta
Che-ni
Miles O'Brian
Wooyusinke
Kowakipe
Iwoblu
Woablehsa wakan
Kanghi-Witschascha
Wi-wahnyang Watschipi
Wohpeton Witschascha
Wolakota
Wi-Hinachpe
Okusche
Ignipi
Wognaye
Thoka
Pedschi-sla-wakpa
Untschi Makotsche
Iyaglupta
Okize
Trakini
Omnitschiye

Witscha-itschache Tokahe
Mila-hanska
Witschoni
Lo Tschinpi
Pte ole hokschila kin hena
Kupi

Personae dramatis:

Tschetan-withko, Lakotakrieger

Wah-bo-sehns, seine Crowfrau

Graueulenmädchen, adoptierte Tochter

Wolfssohn, Sohn

Verlorenes-Hirschkalb, adoptierte Pawnee-Tochter

Mahtola, jüngster Sohn

Traumpfeil, bester Freund und Schwager von Tschetan-withko

Uinoohnah, Ehefrau von Traumpfeil und Schwester von Tschetan-withko

Blitz-im-Winter, Sohn

Heller-Mond, Tochter

Bärenkralle, Mediziner

Hitschikyata, Crowjunge und Gehilfe des Mediziners

Viele-Feinde, Freund von Tschetan-withko

Kleine-rote-Blume, Pawneefrau

Kleines-Hengstfohlen, adoptierter Sohn

Morgentau-im-Gras, Tochter

Schwarzer-Rabe, Freund von Tschetan-withko

Vogelmädchen, Ehefrau

Breite-Schulter, Sohn

Regenwolke, Tochter

Fisch, Kola von Tschetan-withko

Stern-im-Auge, geraubte Pawneefrau

Tschaske, Sohn

Zwei-Pferde, Häuptling der Gruppe

Untschischi, Ehefrau

Elchkalb, später der Ehemann von Che-ni-win

Krummes-Büffelhorn, Sohn

Blitzwolke, Tochter

Grauer-Wolf, Bruder des Häuptlings

Ehefrau

Rote-Erde, Cousin von Elchkalb

Gras-im-Wind, Tochter und Ehefrau von Antilopensohn

Rote-Erde, adoptiertes Pawneekind

Graudadler, Freund von Tschetan-withko

Gebrochener-Zweig, Ehefrau

Weidenzweig, Tochter
Jenny /Che-ni-win, adoptiertes weißes Mädchen
Lächeln-im-Herzen, 2. Frau
Takukin, adoptierter Sohn

Tschoka-sapa, Freund von Tschetan-withko
Fallende-Sterne, Ehefrau
Otter, ältester Sohn
Blaufeder, Tochter
Habichtkrallen, jüngster Sohn
Viel-Schnee, 2. Frau vom Volk der Yanktonnai
Crow-Bären-Mädchen, Tochter

Miles O'Brian, weißer Trapper
Rose, Shoshonefrau
Bonny, Tochter
Dublin, Sohn

Jenny / Che-ni-win, Tochter von Miles O'Brian

Tatokala, junger Indianer, der als Scout für Miles arbeitet

Lacht-am-Boden, junger Indianer, der sich der Gruppe anschließt
Weidenzweig, Ehefrau, Schwester von Che-ni-win
Sieht-die-Büffel, Sohn

Antilopensohn, junger Krieger
Gras-im-Wind, Ehefrau, Freundin von Che-ni-win
Baby-Mädchen
Klares-Wasser, spätere Nez-Percé-Frau
Kleiner-Vogel, adoptierter Sohn

Donnerherz, älterer Krieger
Ältere Frau
Älterer Sohn
Morgenröte, Tochter
Tschapa, Sohn
Rabenfrau, 2. Ehefrau
Blauer-Donner, Tochter

Sohn-des-Windes, junger Crowkrieger
Morgenröte, Ehefrau, Freundin von Che-ni-win
Donnern-am-Fluss, Sohn

Geschichtlich überlieferte Personen:

Sitting Bull, Häuptling und Mediziner der Hunkpapa

Crazy Horse, Hemdträger und Kriegshäuptling der Lakota

Red-Cloud, Häuptling der Oglala-Lakota

Captain Nelson A. Miles, Offizier in den Indianerkriegen

Brigade General George Crook, Oberbefehlshaber

Lieutenant Colonel George Armstrong Custer, Offizier in den Indianerkriegen

General Alfred Terry, Offizier in den Indianerkriegen

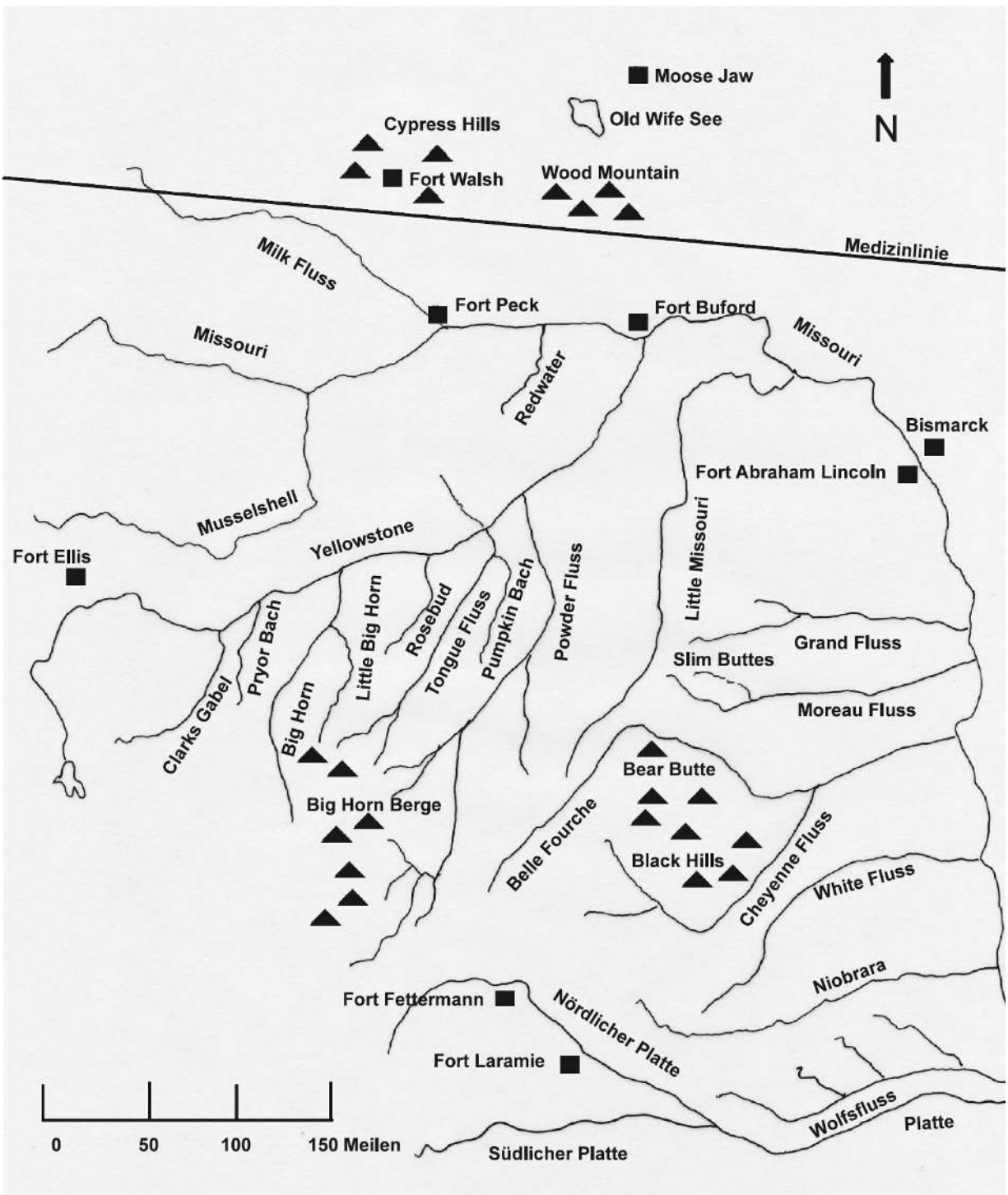
Major General John Gibbon, Offizier in den Indianerkriegen

James Morrow Walsh, Offizier der North-West Mounted Police

Doktor Nevitt, junger Arzt der Mounted-Police

Colonel Eugene Smith, Kommandant von Fort Laramie

Captain Guido Ilges, Kommandant von Fort Laramie



Wah-bo-sehns

Montana Territorium (Winter 1870/71)

Wah-bo-sehns kniete im Schnee und schaukelte leise klagend vor und zurück. Sie hatte schon lange keine Tränen mehr und ihre Stimme war nur noch ein heiseres Krächzen. Eine blaue Decke lag lose um ihre Schultern, längst kein Schutz gegen die bittere Kälte, die das Land in den eisigen Klauen hielt. Die Haare wehten ihr ins Gesicht, peitschten sie, als wollten sie die Frau in ihrer Trauer strafen. Apathisch saß Wah-bo-sehns in der Kälte und nahm dies alles nicht mehr wahr. In ihr herrschte Leere, Fassungslosigkeit und eine Trauer, die körperlich schmerzte. An einem Baumstumpf gelehnt schlummerte die Tochter, warm eingewickelt auf dem indianischen Wiegenbrett, dort schlief sie, nichtsahnend von der Trauer und der Verzweiflung ihrer Mutter. Einige Schritte weiter schwankte das Totengerüst eines Mannes im eisigen Wind. Seine Waffen baumelten hin und her, mit Lederschnüren an den Pfosten befestigt, und das hölzerne Klappern erzeugte eine seltsame Melodie. Gleichmäßig, eintönig piff der frostige Atem des Kaltmachers, wie ein Todeshauch umstrich er die Grabstätte mit der trauernden Frau, so als wollte er als nächstes nach ihr greifen.

Wah-bo-sehns dachte an all die Toten, die Kaltmacher sich in diesem Winter bereits geholt hatte. Hatte Ah-badt-dadt-deah, der Schöpfer der Welt, die Absarokee verlassen? Regelmäßig wurden sie von Lakota, Cheyenne oder Blackfeet überfallen, doch diese Geplänkel waren nichts im Vergleich zu den Krankheiten der Weißen, die ihr Volk

heimsuchten. Viele Menschen, kleine Kinder, Alte, aber auch junge Frauen und Männer waren bereits an der heimtückischen Hustenkrankheit gestorben, die auch ihren Mann dahingerafft hatte. Wie gelähmt hockte Wah-bo-sehns neben dem aufgebahrten Leichnam, unfähig das Geschehene zu begreifen. Immer wieder sah sie sein erstarrtes Gesicht vor sich, eingefallen von der langen Krankheit und im Tode verkrampft, so als würde er verzweifelt um den letzten Atemzug kämpfen. Micgy, ihr Mann! Wie es Sitte war, hatte sie sich als Zeichen der Trauer die Haare gekürzt, die Stirnhaare geschnitten und sich tiefe Schnitte in den Armen zugefügt. Doch das war äußerlich. Innerlich war ihr Herz kalt und leer. Ohne die Sorge um ihr Baby wäre sie ihrem Mann längst in die Geisterwelt gefolgt, hätte ihr Herz gezwungen, endlich stillzustehen. Doch so lebte sie weiter, stillte und versorgte ihre Tochter, hockte teilnahmslos im Schnee, vor Trauer wie erstarrt. Höhnisch krächzend saßen die Raben, Schutzsymbol ihres Volkes, in den Wipfeln der Bäume und spotteten über das Leid der jungen Frau. Flatternd setzte sich einer der schwarzen Gesellen auf das Totengerüst und blickte mit schräg geneigtem Kopf auf sie hinunter.

„Warum lacht ihr über meine Trauer?“, flüsterte Wah-bo-sehns vorwurfsvoll, richtete anklagend die Augen auf ihn, als hätte er dieses Unglück über sie gebracht. So wie viele Menschen ihres Volkes suchte sie das Gespräch mit dem Tier und vernahm wie selbstverständlich dessen Antwort.

„Ihr habt zu viel Mitleid mit euch selbst!“, höhnte der Rabe. Überall sterben in diesem Winter die Tiere, das ist der Lauf der Welt, aber ihr Menschen stört die Ruhe mit eurem Wehklagen.“

„Was weißt du schon über den Verlust, der mir den Verstand raubt!“, klagte Wah-bo-sehns ihn an.

Der Rabe öffnete den Schnabel, ruckte seinen Kopf in die Höhe und antwortete krächzend: „Verlust! Tod! Sterben! Wir leben damit! Auch unsere Kinder sterben im Winter, und unsere Alten werden vom Fuchs gerissen.“

„Empfindest du nichts, wenn deine Kinder sterben?“

„Nein, denn im Frühling brüten wir neue Kinder aus, sie sind alle gleich.“

„Unsere Kinder sind nicht alle gleich. Wir lieben sie!“ Kurz schaute Wah-bo-sehns auf ihre Tochter, dann forderte sie den Raben heraus: „Du bist unser Schutzvogel, aber du schützt uns schlecht!“

„Ich schütze nur die Starken!“ Wieder erklang das heisere Lachen des Vogels. „Achte auf dich, sonst holt der Winter auch noch deine Tochter!“

Wütend sprang Wah-bo-sehns auf und schleuderte einen Eisklumpen nach dem unwillkommenen Gast. „Verschwinde! Verschwinde, denn du störst die Totenruhe meines Mannes!“

Eine Hand griff plötzlich beschwichtigend nach ihrem Arm und Wah-bo-sehns hörte die Stimme ihrer Schwiegermutter: „Lass die Raben lachen! Wir müssen für uns selbst sorgen. Komm, meine Tochter! Dein Baby weint und hat Hunger. Hier ist es zu kalt für dich.“

Mit verschwommenen Augen blickte Wah-bo-sehns auf ihre Schwiegermutter. Stille-Frau, eine zerlumpfte Gestalt mit schwarz gefärbtem Gesicht, gebrochen von dem Verlust des Sohnes.

„Ich komme schon, Mutter“, murmelte Wah-bo-sehns widerwillig. Warum trug sie der eisige Wind nicht einfach davon?

„Du solltest dich nicht so weit von unserem Dorf entfernen“, mahnte Stille-Frau eindringlich. Erst im Herbst hatte ihnen eine Gruppe Blackfeet alle Vorräte geraubt und

mehrere Angehörige ihres Stammes getötet. Es war gefährlich, den Schutz des Dorfes zu verlassen.

„Ich bin nicht weit weg. Ich bin bei meinem Mann!“, antwortete Wah-bo-sehns fast ein wenig trotzig.

„Aber es ist zu kalt!“

Mühsam nahm Wah-bo-sehns das Kind mit ihren steifen Fingern auf und stapfte in Richtung des Dorfes. Ihre Schwiegermutter folgte ihr und leiser Trauergesang erklang, als die beiden Frauen gebückt gegen den Wind kämpften. Der Schnee war zu Eis gefroren und knirschte unter den weichen Sohlen ihrer Mokassins. Die Zweige der knorrigen Nadelbäume brachen bald unter der Last des schweren Schnees und die Zelte in der Ferne waren unter der weißen Decke kaum zu erkennen. Wie große Zuckerhüte lagen die Zelte in einer Senke, zur Westseite hin völlig mit Schnee verweht. Schutzsuchend, als wären es lebende Wesen, schmiegt sich die Tipis an den Rand des Waldes, nutzten den Windschutz, den die dunkle Wand aus Zweigen und Stämmen bot. Die blauen Bighorn Berge, sonst nur schemenhaft im Dunst zu sehen, erschienen in der eisigen Luft zum Greifen nahe.

Wah-bo-sehns war völlig durchgefroren und erschrocken tastete sie nach den Fingern des Kindes. Doch ihre Tochter fühlte sich warm an, ihr Greinen wurde energischer und lauter.

„Meine Tochter!“, hörte sie die leise Stimme ihrer Schwiegermutter. „Finde wieder den Pfad in das Licht.“

Wah-bo-sehns schaute mit zusammengebissenen Zähnen in den grau verhangenen Himmel. Wo war hier Licht?

„Alles ist dunkel um mich herum“, flüsterte sie.

Die dünnen Finger von Stille-Frau streichelten über die Wiege. „Sieh nur, deine Tochter lebt! In ihr liegt die Zukunft unseres Volkes. Wenn du nicht auf dich achtest, wird auch sie sterben.“

Ein trockenes Schluchzen schüttelte die junge Frau und anklagend blickte sie auf ihre Schwiegermutter. „Vielleicht sterben wir alle. Unsere Vorräte sind erschöpft. Selbst die Raben wenden sich von uns ab.“

„Unsere Krieger werden wieder auf die Jagd gehen. Bald. Du wirst sehen.“

„Ach! So viele unserer Krieger sind krank. Meine Milch wird versiegen, wenn sie kein Fleisch bringen.“ Zähneklappernd zog Wah-bo-sehns die Decke fester um sich und drückte das Kind an sich. Sie war zu jung für so viel Leid! Traurig blickte sie auf die schön bestickte Wiege in ihren Armen und auf das kleine Mädchen, das mit großen Augen hervorlugte. „Was wird jetzt aus uns?“

„Komm endlich in mein Zelt! Mein älterer Sohn wird dich gewiss als zweite Frau bei sich aufnehmen. Dann hat dein Kind einen Vater. Er wird es gerne großziehen.“

Wah-bo-sehns Kehle schnürte sich zusammen, sie wollte noch nicht an einen anderen Mann denken. Tränen sammelten sich in ihren Augen. Wie sehr hatte sich Micgy über seine Tochter gefreut und jetzt sollte sein Bruder sie großziehen? Noch wollte sie nicht als geduldete Zweitfrau in seinem Tipi leben! Noch nicht. „Ich danke für deine freundlichen Worte. Ich werde darüber nachdenken“, meinte sie ausweichend. Natürlich war es völlig unmöglich, dass sie als Witwe weiterhin allein lebte, aber sie hatte um einige Tage Ruhe gebeten, um ihre Gedanken zu ordnen und Abschied zu nehmen.

Sie huschte in ihr Zelt und schürte hastig das Feuer an, um die Kälte zu vertreiben. Müde bemerkte sie, dass nur noch wenig Holz vorhanden war. Sobald sie ihr Kind gestillt hatte, musste sie sich wieder auf den beschwerlichen Weg machen, um Holz zu sammeln. Sie setzte sich an das Feuer und legte ihre Tochter an die Brust. Das kleine Mädchen

saugte gierig, die kleinen Finger vor Anstrengung zu Fäusten geballt. Das Feuer wärmte Wah-bo-sehns und hungrig blickte sie in den rußgeschwärzten Kessel. Nun, viel war nicht mehr darin, aber für heute reichte es. Einige Jungen hatten Fische gefangen, hin und wieder brachte ein Jäger einen Hirsch mit, doch der Winter war noch lang und das Wild in der Nähe des Lagers wurde spärlich. Sie wusste es, trotzdem klammerte sie sich an die Hoffnung, dass es für sie und ihr Kind reichen würde. „Ihr Kind“ - es hatte noch nicht einmal einen Namen! Micgy hatte ihr einen Namen geben wollen, wenn er wieder gesund war. Doch nun war er tot. Sie blinzelte die Tränen weg und blickte auf ihre Tochter. Satt und zufrieden lag sie in ihrem Arm, selig schlafend. Vorsichtig bettete sie das Kind auf einige Felle, dann legte sie noch Holzscheite nach, damit es im Zelt warm blieb. Die Kälte schnitt ihr ins Gesicht, als sie das Tipi verließ und sie zog die Decke fester um sich. Gerne wäre sie länger am Feuer sitzen geblieben, aber sie musste die Zeit nutzen, solange das Baby schlief. Mühsam stapfte sie durch den hohen Schnee in Richtung Wald und trat unter die Bäume. Hier kam sie besser vorwärts und sie wandte sich ostwärts zu einer kleinen Schlucht. Überall lagen umgestürzte Kiefern, grau und tot, die sie mit ihrem kleinen Beil zerhacken konnte. Mit einem Seufzen sammelte Wah-bo-sehns die schweren Äste und legte sie auf einen Haufen. Mit einem langen Riemen band sie das Bündel zusammen und kletterte die Schlucht wieder hinauf. Ruckweise zog sie dabei das Holz hinter sich her, dann nahm sie es auf den Rücken und ging in ihrer Spur zum Dorf zurück.

Sie erreichte ihr Zelt und schob das Holz zum Trocknen in die Nähe des Feuers. Ihre Tochter gluckste leise und behutsam öffnete Wah-bo-sehns die durchnässte Windel. Sie nahm trockenes Moos aus einem Korb und legte es auf

das lederne Tuch, das sie als Windel benutzte. Die kleinen Füße ihres Babys strampelten und die winzigen Fäuste flogen ruckartig hin und her, während sie das Kind wickelte. Ein feines Lächeln huschte über das Gesicht des kleinen Mädchens und betroffen blickte Wah-bo-sehns in das winzige Gesicht. Sie hatte in ihrem Kummer gar nicht bemerkt, dass ihre Tochter inzwischen lachen konnte. Behutsam hielt sie das Baby hoch und lächelte zurück. Es krächte vor Freude darüber, endlich die Aufmerksamkeit seiner Mutter zu haben, doch es war nur ein kurzer Moment des Lichts. Während sie das Baby auf die Felle legte, versank Wah-bo-sehns wieder in ihren Erinnerungen. Sie sehnte sich so sehr nach ihrem Mann, dass es schmerzte. Verbissen klammerte sie sich an alltägliche Dinge, verrichtete methodisch ihre Arbeiten, kümmerte sich fast zwanghaft um ihre Pflichten. Jede Kleinigkeit lenkte sie von ihrer Trauer ab.

Die Wunden an ihren Armen waren verkrustet und juckten ein wenig. Vorsichtig rieb sie an ihnen, jedoch ohne die Narben aufzukratzen. Immer wieder erinnerte sie der unangenehme Juckreiz an ihre Trauer und stille Tränen liefen über ihr Gesicht. Eigentlich war es Sitte, dass sie das getrocknete Blut kleben ließ, sich nicht mehr wusch und schmutzige Kleider trug. Aber es hatte sie so sehr angeekelt, dass sie sich doch mit Schnee gewaschen hatte. Auch wegen des Babys. Sie brachte es einfach nicht über das Herz, das kleine Mädchen an ihre verschwitzten Brüste anzulegen oder auf schmutzige, blutverschmierte Arme zu nehmen.

Sie hörte Schritte auf ihr Zelt zukommen und wunderte sich, wer wohl zu ihr käme. Ein leises Kratzen an der Zeltwand deutete an, dass der Besucher zu ihr wollte. „Komm herein!“, hauchte sie unwillig, denn eigentlich

wollte sie allein sein. Es war Hitschikyata, ein stiller Junge, der von den anderen Kindern eher gemieden wurde. Wahrscheinlich, weil sein Vater ein Heiliger Mann war und schon früh begonnen hatte, seinen Sohn in die Geheimnisse der Geisterwelt einzuweihen. So interessierte er sich für Heilpflanzen, hörte lieber die Geschichten seines Vaters, anstatt mit den anderen Jungen wilde Streiche zu spielen. Mit der lässigen Geschmeidigkeit einer Katze ließ er sich auf einem Fell nieder und richtete seine wissbegierigen Augen auf sie. „Wie geht es dir?“, fragte er wohlgezogen. Sie senkte nur verlegen den Kopf. Was sollte sie darauf antworten?

Hitschikyata übersah ihre Verlegenheit und nutzte ihre Unaufmerksamkeit, um heimlich zwei Kaninchen neben den Eingang zu legen. Er wollte die Frau nicht demütigen, indem er ihr zeigte, wie wenig sie tatsächlich hatte. So wenig, dass selbst ein Kind sich genötigt sah, ihr etwas zum Essen zu bringen. Mit einem Lächeln setzte er sich neben das Baby und streichelte gedankenverloren die Finger des Mädchens, staunte wie winzig sie waren. Vielleicht durfte er sie ja mal auf den Arm nehmen? Er wollte wissen, wie schwer so ein Kind war, schließlich war er der Sohn des Medizinmannes und sollte über diese Dinge Bescheid wissen. Eigentlich wusste er reichlich wenig über Frauen und Babys. Bei nächster Gelegenheit würde er Wah-bo-sehns wieder etwas zu essen bringen und eine gute Gelegenheit abwarten, mit ihr über das Kind zu reden. „Sie ist niedlich!“, strahlte er aufmunternd, bemerkte zufrieden, dass ein winziges Leuchten in den Augen der trauernden Frau zu sehen war. Mit einem kurzen Nicken verabschiedete er sich und verließ das Zelt, um nach seinen Eltern zu sehen.

Wah-bo-sehns sah die beiden Kaninchen und seufzte dankbar. Ein scheues Lächeln huschte über ihre Züge, ein

kleiner Dank an den Jungen, den dieser nie sehen, aber erahnen würde. Dann arbeitete sie weiter an dem Kleid, das sie nach der Trauerzeit tragen würde. Die Arbeit lenkte sie ab und völlig in Gedanken versunken legte sie Perlen auf die Nadel, alles Dinge, die Micgy im Herbst noch für sie bei einem weißen Händler eingetauscht hatte. Zum Nähen benutzte sie feine Tiersehnen, manchmal auch das Garn, auf das die blauen und rosafarbenen Perlen in langen Ketten aufgefädelt waren. Sie säumte den Ausschnitt ihres Kleides mit einer Borte und ließ das Muster über die Schultern weiterlaufen. Ihre schulterlangen Haare steckte sie hinter ihre Ohren, damit sie besser sehen konnte und eine innere Ruhe überkam sie, als etwas Schönes in ihren Händen entstand. Ihre Augen trântten nach einer Weile, weil das Feuer herunterbrannte und sie fast nichts mehr sah. Schließlich war das Kleid fertig und befriedigt legte sie es neben sich. Ein letztes Mal wickelte sie ihr Baby und stillte es noch einmal für die Nacht. Dann kroch sie unter ihre Decken und fiel sofort in einen tiefen Schlaf.



Der Warnruf ihres Volkes, gefolgt von schrillum Kriegsgeschrei, ließ sie hochschrecken und benommen sprang sie auf. Die Lakota, ein Stamm der Teton-Sioux, hatten das kleine Dorf der Crow entdeckt und einige Krieger wollten den Feinden ihren Mut beweisen und Beute machen. Sie fielen in den Morgenstunden über das schlafende Dorf her, ihre Gesichter schwarz und möglichst furchteinflößend bemalt. Panik brach aus, als Frauen und Kinder aus den Zelten liefen, schreiend in den Wald flüchteten, und schlaftrunkene Krieger sich den Angreifern in den Weg stellten.

Wah-bo-sehns horchte auf die Kriegsschreie und ihr Herz raste. In Windeseile schlüpfte sie in ein Kleid und in die Mokassins, griff nach ihrer schlafenden Tochter und stürmte aus dem Zelt. Zwei wild brüllende Krieger sahen in ihre Richtung und einer warf in einer drehenden Bewegung seinen Speer auf sie. Instinktiv duckte sie sich, der Speer verfehlte sie nur knapp und ohne weiter auf die Feinde zu achten, rannte sie so schnell sie konnte auf den Wald zu. Sie hörte, dass sie verfolgt wurde und die Angst verlieh ihr Flügel. Mit pochendem Herzen erreichte sie den Waldrand und blindlings flüchtete sie ins Unterholz, bemerkte nicht, wie ihr die Zweige ins Gesicht und gegen Arme und Beine schlugen. Sie blieb mit ihrem wehenden Haar an den Zweigen hängen und riss sich mit einem Ruck los. Ihr Atem kam stoßweise, wie von fern hörte sie das Keuchen des feindlichen Kriegers hinter sich, der stetig näherkam.

Sie presste das wimmernde Kind an sich und hastete immer weiter in den Wald. Das Baby behinderte sie, weil sie die Hände nicht frei hatte, um Zweige und Äste zur Seite zu schieben. Ihre Lungen schienen zu bersten, als sie eine Ewigkeit durch das Unterholz hetzte, doch der Feind ließ nicht von ihr ab. Sie stolperte über verschneite Wurzeln und ihre Füße verhedderten sich in verdorrten Ranken, dann hatte der Mann sie erreicht.

Ihr Schrei verhallte unbeachtet in der endlosen Wildnis, ebenso sinnlos wie das Quieken einer Maus, wenn der Bussard zuschlägt. Eine Hand zog sie ruckartig an ihren Haaren zu Boden, eine andere Hand entriss ihr das Kind und warf es grob in den Schnee. „Nein!“ Ihre Stimme wurde schrill, als sie vergeblich versuchte, nach ihrer Tochter zu greifen. Wah-bo-sehns hörte das Baby abgehackt schreien und panisch kämpfte sie gegen den Angreifer, der sie mit seinem schweren Gewicht zu Boden drückte. Ihre Hand krallte sich in seine Zöpfe, mit der anderen versuchte

sie, in die Augen des Kriegers zu kratzen. Blitzschnell drehte der Mann den Kopf zur Seite, dann knurrte er ungeduldig und schlug ihre Hand zu Boden. So viel Wucht lag in dem Schlag, dass sie fast jedes Gefühl in ihrer Hand verlor und sie kraftlos, als wäre sie gebrochen, in den Schnee sinken ließ. Ruckartig wurde ihr Kopf nach hinten gebogen und die eiskalte Klinge eines Messers drückte sich an ihre Kehle. Starr vor Entsetzen blickte sie in die schwarze Fratze, die sich über sie beugte. Schlaff lagen ihre Hände im Schnee, tasteten dann flehend nach der Brust des Angreifers. Der Mann lockerte den Griff in ihrem Haar und sagte etwas zu ihr, was sie nicht verstand. Sie lag da wie versteinert, nur ihre Brust hob und senkte sich, als sie versuchte, wieder zu Atem zu kommen. Dann fühlte sie, wie eine Hand des Mannes auf unschickliche Weise unter das Kleid fasste. „Nein!“, brüllte ihr Innerstes. „Bitte nicht!“ Sie fühlte, wie sein Unterkörper durch den Lendenschurz gegen ihren Schoß drückte und in Todesangst starrte sie ihn an, vor Schreck und Scham wie gelähmt. Sie versuchte, hinter die schwarze Fratze zu blicken, sah, wie seine roten Lippen sich zu einem verächtlichen Grinsen verzogen. Sie biss die Zähne zusammen und lag ganz still, betete, dass er sie und ihr Baby gehen ließ. Ihre Beine brannten in dem kalten Schnee und immer noch fühlte sie seine Hand an ihrer Brust. Ihr Geist wandte sich in Abscheu ab, es war nur ihr Körper, den dieser Halsabschneider berührte. Wenn nur ihre Tochter leben durfte, dann würde sie auch das ertragen. Hoffnungsvoll bemerkte sie, dass die Klinge seines Messers nicht mehr an ihre Kehle drückte, stattdessen stützte sich der Mann mit seiner freien Hand im Schnee ab. Warum kam niemand, um ihr zu helfen?



Der Krieger war überrascht, dass die Frau, die vorher noch gekämpft hatte, nun wie ein verschrecktes Kaninchen unter ihm lag. In der Nähe wimmerte das Baby, kläglich und abgehackt, sonst war nichts zu hören. Er hieß Tschetan, Falke, und im Moment fühlte er wieder die Kraft seines Namensvetters in seinem Blut. Er hatte Pferde von seinem Feinden, den Psa, rauben wollen, doch dann hatte ihn sein Instinkt diese Frau jagen lassen. Wie ein Falke hatte er sie durch den Wald gejagt und war auf sie niedergestoßen wie ein Raubvogel auf seine Beute. Er hielt sie niedergedrückt, so wie er einen feindlichen Mann niederzwingen würde und erst jetzt bemerkte er, dass er unter dem weiten Ärmel des Kleides ihre Brust umfasste hatte. Weiche, warme Haut, wohlgeformt und verwirrend weiblich. Peinlich berührt glitt seine Hand ein wenig tiefer, suchte eine andere Stelle, um sie festzuhalten, ohne an diese Weiblichkeit erinnert zu werden. Fast ein wenig amüsiert beobachtete er, wie sie zusammenzuckte und ahnte ihre offensichtlichen Gedanken. Es lenkte ihn ab, erinnerte ihn unangenehm daran, dass er schon zu lange bei keinem Weib mehr gelegen hatte. Aber nicht hier, nicht jetzt! Verlegen zog er seine Hand zurück, unterbrach den unschicklichen Kontakt mit der Frau. Er hatte ihr genug Angst eingejagt, abgesehen davon, dass es ihm zu kalt wurde. Sollte sie doch ihrem Mann erzählen, welch großmütigem Krieger sie begegnet war! Er wollte seine Kampfkraft nicht schwächen, indem er sich von einer Feindfrau ablenken ließ. Überhaupt, wo waren denn die Krieger, die ihre Weiber verteidigten? Verächtlich blickte er in ihre weit aufgerissenen Augen und plötzlich fühlte er keine Verachtung gegenüber dieser Frau, sondern nur seine eigene Überlegenheit. Das hier war zu einfach, nicht ehrenvoll. Er wollte den Kampf mit ihrem Mann! Zögernd

ließ er sie los, richtete sich auf, sicherte bereits mit einem prüfenden Blick die Umgebung.

Wah-bo-sehns fühlte sich erniedrigt und beschmutzt. Immer noch spürte sie seine Hand auf ihrer Brust und die Unschicklichkeit dieser Berührung benebelte sie. Tränen liefen über ihr Gesicht, als sie zu ihrem Baby krabbelte und es hochhob. Das Kind war aus der Decke gerollt und nur mit einem leichten Wildlederhemd bekleidet fror es entsetzlich. Vorsichtig tastete sie nach den dünnen Ärmchen, suchte nach einer Verletzung, aber ihr Baby schien unversehrt. Sie wickelte es wieder in die leichte Schlafdecke und erhob sich zitternd. Würde dieser Feind sie jetzt beide töten? Sie starrte auf den kräftigen Krieger, der sie ausdruckslos beobachtete und wurde ruhig. Wenigstens würde sie ihrem Mann unberührt in die Geisterwelt folgen, wenigstens hatte dieser Feind ihr die Ehre gelassen, schien dies auch gar nicht beabsichtigt zu haben. Er schien eher unschlüssig zu sein, was er nun tun sollte und musterte sie herablassend. Schließlich machte er eine großzügige Geste und bedeutete in Zeichensprache: „Du-gehen-zu-deinem-Mann! Er-viel-feige-nicht-dich-verteidigen!“

Wah-bo-sehns verstand die beleidigenden Zeichen, denn sie waren allen Präriestämmen gleichermaßen bekannt. Sie stand im Schnee und plötzlich wallte bodenloser Zorn in ihr hoch. Sie war in Trauer, eine heilige Frau! Selbst diese verhassten Halsabschneider mussten das wissen! Wie konnte er es wagen, sie anzurühren, sie hier zu demütigen! Der Zorn von Ah-badt-dadt-deah sollte ihn treffen! Wider aller Vernunft schleuderte sie ihm ihren ganzen Hass entgegen und unterstrich ihre Worte in Zeichensprache: „Du-Feigling! Ich-nicht-haben-Mann! Ich-in-Trauer! Du-Feigling! Du-kämpfen-gegen-wehr-lose-Frauen-und-Babys.“

Das Kind hinderte sie ein wenig die richtigen Zeichen zu geben, aber ihre Botschaft war trotzdem klar und deutlich. Hochmütig drehte sie sich um und lief in Richtung ihres Dorfes zurück.

Tschetan war sprachlos über diese Beleidigung. Dieses undankbare Weib! Hatte er sie nicht eben noch verschont? Seinen Großmut bewiesen? Wütend setzte er hinter ihr her, hatte sie nach wenigen Schritten eingeholt, am Arm gepackt und brutal zu Boden gerissen. Mit voller Wucht stürzte die Frau rückwärts in den Schnee, hatte seiner Kraft nichts entgegensetzen. Sofort kniete er auf ihr, bohrte sein Knie in ihren Bauch und hob seine Kriegskeule zum tödlichen Schlag. Sein Herz pochte im Rausch der Wut, doch dann traf sein mörderischer Blick ihre vor Entsetzen weit aufgerissenen Augen. Durch den Schleier seiner Wut hörte er das hilflose Weinen des Kindes. Er sah den Schmerz der Frau, ihr tränenüberströmtes Gesicht, ihre Todesangst und plötzlich verbrauchte seine Wut genauso schnell wie sie gekommen war. Er hatte die abgeschnittenen Haare als Zeichen der Trauer erkannt, aber ignoriert. Seine Backenmuskeln zuckten, als er die Verletzungen an ihren Armen sah, die sie sich selbst zugefügt hatte. Er hatte sie gesehen, aber für Kratzer von den Zweigen und Ranken gehalten. Warum hatte sie ihr Gesicht nicht geschwärzt? Warum trug sie kein Trauerkleid? War ihre Trauerzeit schon beendet? Zögernd ließ er die Keule sinken. Der Augenblick sie zu töten war vorbei und er wusste es. Diese Frau war mutig und sie war stolz. Wieder fühlte er dieses Begehren in sich aufsteigen, den Wunsch nach einer Frau. Ein plötzlicher Entschluss reifte in ihm heran, völlig widersinnig und ohne die Konsequenzen zu überdenken: Er würde sie mitnehmen! Diese Psafran würde es sicherlich nicht wagen, ihn zu

verlassen, denn sie musste an das Kind denken. Kurz wallte Mitleid in ihm hoch, dass eine so junge Frau bereits Witwe war, sie zählte bestimmt noch keine zehnmal zwei Winter. Entschlossen packte er ihren Arm, riss sie hoch und schob sie vorwärts. „Inachni-yo!“, befahl er, dabei unterstrich er seine Aufforderung mit einem ungeduldigen Ruck seines Kopfes.

Wah-bo-sehns sah ihn entsetzt an, wagte kaum zu atmen, als der Krieger langsam die Waffe sinken ließ. Sie verstand sehr gut, dass sie mit ihm gehen sollte und schluckte schwer. Noch vor einem Augenblick wollte er sie töten und nun wollte er sie mitnehmen? Es war furchtbar kalt, ohne warme Decken würde das Baby erfrieren. Doch der Krieger trieb sie unbarmherzig zur Eile an, brummte etwas in dieser Sprache, die sie nicht verstand. Sie schüttelte den Kopf und machte eine bittende Bewegung in Richtung ihres Dorfes, hoffte ein letztes Mal auf sein Mitleid.

Tschetans Geduld war erschöpft und unmissverständlich zeigte er auf sein Messer. Bald wären ihm die Psa auf den Fersen und dann gefährdete er nicht nur sich, sondern auch seine Freunde. Er hatte bereits genug Zeit mit diesem Weib verschwendet. „Inachni-yo!“, wiederholte er gefährlich leise.

Wah-bo-sehns erbleichte und ließ sich willenlos vor ihm her treiben. Was sollte das? Wieso behinderte dieser Mann sich mit einer Frau und ihrem Kind? Was wollte er? Sie war in Trauer, stand damit keinem Mann zur Verfügung, außerdem stillte sie ein Baby, war also alles andere als begehrenswert! Sein Handeln ergab keinen Sinn! Panische Angst durchlief sie, und sie dachte daran, was geschehen würde, wenn er sein Tun endlich überdachte. Würde er dann zuschlagen? Hinterrücks? Sodass sie seine Keule

nicht kommen sah? Ihre Beine wurden schwer vor Angst und wieder hörte sie dieses ungeduldige Knurren.

Schließlich packte der Mann sie am Arm und zwang sie zu einem schnelleren Schritt. Sie keuchte unterdrückt, versuchte ihre Angst irgendwie zu kontrollieren. Aber dieser grausame Mann trieb sie immer weiter in die Kälte, gnadenlos und ohne Pause. Sie taumelte vorwärts, ließ sich immer weiter schieben, während das Entsetzen nach ihrem Herzen griff. Sie wurde verschleppt! Im Winter. Dieser Mann war verrückt! Sie fühlte, wie der Schnee in ihre Beine schnitt und bereits nach kurzer Zeit fraß sich die Kälte in ihren Körper. Es war so kalt! Zu kalt! Der Mann aber drängte sie unbeeindruckt vorwärts und sie fühlte seine gefährliche, drängende Nähe hinter sich, jederzeit bereit, sein Beil in ihren Schädel zu schlagen. Mehrmals stolperte sie im hohen Schnee über Wurzeln und umgestürzte Bäume, stützte sich dann mit ihrer Hand auf, bis ihre Finger steif von der eisigen Kälte waren. Sie hatte in diesem Gewirr aus Bäumen und Ästen, durch die der Feind sie unbarmherzig hetzte, bald jede Orientierung verloren.

Der Mann zischte jedes Mal unwillig, wenn sie stürzte und riss sie an ihrem Arm wieder hoch. Schlotternd vor Kälte steckte sie notdürftig das Kind unter ihre Ärmel, um es wenigstens etwas zu wärmen. Ihr Baby wimmerte leise und das kleine Gesicht wurde unnatürlich grau. Es würde in ihren Armen erfrieren. Wieder taumelte sie vorwärts, vor Angst um ihr Kind fast besinnungslos. Das Wimmern wurde leiser, die Bewegungen weniger und sie wusste, dass ihre Tochter nicht überleben würde. Erschöpft sank sie schließlich auf die Knie und weigerte sich weiterzugehen. Sollte der Feind sie doch hier und jetzt töten, aber sie konnte es nicht ertragen, ihr Kind sterben zu sehen.

„Tokah-ho?“, hörte sie die unwillige Stimme des Mannes.

„Tokah-ho?“, wiederholte er fordernd und machte eine fragende Handbewegung.

Sie sah unsicher zu ihm auf, versuchte sein schwarzes Gesicht zu ergründen. „Es-ist-viel-kalt“, erklärte sie eingeschüchtert mit kurzen Gesten. Tränen schimmerten in ihren Augen, als sie die blauen Lippen ihrer Tochter sah.

Tschetan sah auf das Baby und erkannte ebenfalls, dass es zu erfrieren drohte. Was wollte er eigentlich mit einer Frau und einem Säugling? Wahrscheinlich starben die beiden sowieso auf dem Rückweg! Auch die Frau sah schrecklich aus. Ihre Haut wies bereits erste Erfrierungen auf und ihre Bewegungen wurden langsam. Sollte er die Frau wieder zurückschicken? Aber sie waren inzwischen so weit von den wärmenden Tipis entfernt, dass das Kind auf jeden Fall sterben würde. Unsicher blickte er auf die zusammengesunkene Frau, in deren Augen er keine Angst, sondern nur völlige Verzweiflung sah. Mitten im Winter eine Frau mit einem Baby zu entführen. Wakan-tanka, der große Geist, spielte ihm hier einen merkwürdigen Streich. Aber er begehrte sie und er würde sich eine Klapperschlange in sein Bett holen, wenn er jetzt nichts unternahm. Das schlechte Gewissen stieg in ihm hoch, die Erkenntnis, dass er eine trauende Frau in solche Bedrängnis brachte. Er wollte sie lebend an seiner Seite, wollte ihren geschmeidigen Körper spüren und vielleicht eines Tages ihre Liebe gewinnen. Er lächelte, um sie zu beruhigen, aber mit seiner schwarzen Kriegsbemalung wirkte es alles andere als vertrauenerweckend und so wich die Frau instinktiv vor ihm zurück. Kurz entschlossen nahm er ihr das Kind aus den steifen Händen und steckte es unter sein warmes, weit geschnittenes Lederhemd. Die Frau hatte sich aufgerichtet und versuchte, ihm das Kind wieder wegzunehmen, doch er warf ihr einen warnenden

Blick zu, es zu unterlassen. Die Tränen liefen über ihr Gesicht und er empfand Mitleid. „Baby-warm“, zeigte er mit seiner Hand. Sie stieß ein gequältes Stöhnen aus und befürchtete wohl das Schlimmste. Er übersah ihre Angst und drängte sich mit einem großen Schritt an ihr vorbei. Behutsam hielt er dabei das Kind an seinen Körper gepresst. Es war winzig und leicht und behinderte ihn kaum. Noch versuchte er Distanz zu diesem Wesen zu halten, sich nicht an das Gefühl zu gewöhnen, dass es nun ihm gehörte. Warum hatten seine anderen Frauen ihm keine Kinder geschenkt? Der Gedanke stach und er wischte ihn unwillig beiseite. Ohne sich umzublicken, stapfte er durch den Schnee, wohl wissend, dass sie ihm widerstandslos folgen würde und dass sie all ihre Kräfte zusammenraffen würde, um mit ihm Schritt zu halten.

Wah-bo-sehns war völlig überrascht von diesem Verhalten. Hoffnung regte sich in ihr, dass er sie vielleicht beide leben ließ. Warum sollte er sich sonst die Mühe machen, das Baby zu tragen? Schwankend trat sie in seine Spur und beeilte sich, dem fremden Krieger nachzukommen. Ihre Waden brannten von der Kälte, doch sie biss die Zähne zusammen. Wenn sie jetzt aufgab, hätte ihre Tochter kein Mitleid zu erwarten, abgesehen davon, dass dieser Feind wohl kaum ein Baby ernähren könnte.

Tschetan hörte ihre langsamen Schritte, spürte ihre völlige Erschöpfung und hoffte, dass sie bald den Treffpunkt erreichen würden, an dem ihre Pferde warteten. Mit der gefangenen Frau würde er zu Pferd schneller vorankommen, außerdem konnte er ihr dort zumindest eine Pferdedecke gegen die Kälte geben. Das Wimmern des Babys hatte aufgehört und irgendwie berührte es ihn, etwas so Kleines im Arm zu halten. Erst jetzt wurde ihm die

Tragweite seines Handelns bewusst und auch, wie weit er noch von seinem eigenen Dorf entfernt war! Sein Handeln war völlig verrückt, im höchsten Maße verantwortungslos. Er verringerte seine Geschwindigkeit, damit ihm die Frau folgen konnte, horchte aufmerksam, ob ihm vielleicht sonst noch jemand auf den Fersen war. Schließlich schrie er wie ein Käuzchen und fast augenblicklich antwortete ihm das Geheul eines Kojoten. Erleichtert trat er auf die kleine Lichtung, die sich vor ihm öffnete, und sah seine Freunde, die ihm bereits entgegenliefen. Deutlich war die Freude in ihren Gesichtern zu sehen, doch dann wich die tiefe Erleichterung dem Gefühl des ausgelassenen Triumphes. Hokahey! Es war ein guter Kampf gewesen! Keiner war verletzt und sie hatten eine Menge erbeutet.

Schwarzer-Rabe zeigte triumphierend zwei Pferde, ein Gewehr und eine kunstvoll bemalte Bisonrobe. Viele-Feinde führte zwei weitere Crowpferde herbei, die schnaubend an der Leine tänzelten. Lachend blickte er auf Tschetan. „Wan, was ist denn geschehen? Ich dachte, wir wollten nur Pferde rauben?“

Abwehrend hob der Krieger seine Hand. „Alles lief gut, doch dann trat das Pferd, das Graudadler erbeuten wollte, gegen einen Holzstoß! Jener Psa kam sofort aus seinem Tipi heraus und ehe ich ihn töten konnte, hatte er das ganze Dorf geweckt.“

„Das haben wir gemerkt! Hoh, sind wir gerannt!“, meinte Viele-Feinde theatralisch.

„Ja!“ Tschetan grinste schief. Dann erzählte er weiter: „Plötzlich stürzten die Feinde wie Hornissen aus ihren Zelten und ich wollte zurück in den Wald. Da floh diese Frau aus dem Tipi und ich verfehlte sie knapp mit meinem Speer.“

„Hohch! Du hast sie verfehlt?“ Völliger Unglauben sprach aus der Stimme von Viele-Feinde.

Tschetan winkte nachlässig ab. „Sie rannte wie ein aufgeschreckter Hirsch in den Wald, ausgerechnet in Richtung unserer Pferde. Ich musste ihr eigentlich nur folgen und trieb sie immer weiter vor mir her. Sie war ganz schön schnell!“

Neugierig blickten die Krieger auf die Frau, die Tschetan erbeutet hatte. Ein guter Coup! Sie klopfen ihm anerkennend auf die Schultern und machten anzügliche Bemerkungen: „Eh, eine hübsche junge Frau! Hast du sie schon ...?“

Tschetan schubste sie verlegen zur Seite. „Lasst sie in Ruhe!“

Dann sahen seine Freunde das schlafende Baby in seinen Armen und wechselten verwunderte Blicke. „Was willst du mit einer Frau, die ein so kleines Kind hat?“, fragte Schwarzer-Rabe.

„Ich weiß noch nicht“, wehrte Tschetan die Frage ab.

„Warum nimmst du es überhaupt mit, wenn du nur die Frau willst? Sie wird dir bald eigene Söhne gebären.“

Die Frau sah die abfälligen Handbewegungen der anderen Krieger und verstand sehr gut, dass sie ihren Peiniger fragten, warum er ihr den Säugling gelassen hatte. Deutliche Panik lag in ihrem Blick.

Tschetan aber blickte auf das Baby und zuckte mit den Schultern. „Hätte ich es den Wölfen überlassen sollen? Nein, ich nehme beide mit.“ Er sagte es ganz einfach, ohne besondere Betonung, trotzdem wussten seine Freunde, dass er es ernst meinte und seinen Entschluss nicht ändern würde.

Verdutzt starrten sie ihn an und schüttelten den Kopf. „Mit dem Säugling wird uns die Frau nur aufhalten!“, wandte Viele-Feinde ein. Dann schluckte er eine weitere Bemerkung hinunter, als er in Tschetans zusammengekniffene Augen sah. Die Stimme seines